



Als Maxon Sunny zum ersten Mal traf, war er sieben Jahre, vier Monate und achtzehn Tage oder – in seinen Worten – 2693 Erdumdrehungen alt. Maxon war anders. Zusammen waren sie anders. Und auch heute noch, zwanzig Jahre später, führen die beiden keine gewöhnliche Ehe. Maxon ist Astronaut geworden. Während er zwischen Himmel und Erde schwebt, versucht Sunny in der idyllischen Kleinstadt in Virginia die Fäden der kleinen Familie zusammenzuhalten. Alles geht gut, bis zu dem Tag, als sie einen Autounfall hat. Obwohl harmlos, löst er eine Lawine in Sunnys Leben aus. Da ist ihr kleiner autistischer Sohn, um den sie sich sorgt. Da ist ihre schwerkranke Mutter, um die sie sich kümmert. Da sind ihre eigenen Wünsche, die sie bislang immer unterdrückt hat. Und wie immer ist Maxon nicht zur Stelle, um sie zu unterstützen. Schlimmer noch: Auf dem Weg ins All passiert etwas Unvorhergesehenes ...

LYDIA NETZER wurde in Detroit geboren und wuchs unter dem endlos weiten Sternenhimmel des Mittleren Westen auf. Unzählige Nächte verbrachte sie wach, den Blick auf die Sterne gerichtet, und dachte sich Geschichten aus. Heute lebt sie mit ihrem Mann, ihren beiden Kindern, zwei Boston Terriern und einem Pferd auf einer Farm in Virginia.

Lydia Netzer



DAS  
LEUCHTEN  
DES  
MONDES


Roman

*Aus dem Amerikanischen  
von Astrid Finke*

**btb**

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel  
»Shine shine shine« bei St. Martin's Press, New York.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,  
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,  
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf  
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung April 2019  
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH,  
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Copyright © 2012 by The Netzer Group LLC

Published by arrangement with St. Martin's Press, LLC

Dieses Werk wurde im Auftrag von St. Martin's Press LLC durch die  
Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen, vermittelt.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2019 by btb Verlag, München

Covergestaltung: semper smile, München

Covermotiv: © Shutterstock/dwph; Lara Cold; Flasioo

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

mb · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-71483-4

[www.btb-verlag.de](http://www.btb-verlag.de)

[www.facebook.com/btbverlag](https://www.facebook.com/btbverlag)

Für Benny und Sadie



Wir sind Mohnblumen  
im Weizenfeld.

– MAXON MANN







In tiefer Dunkelheit schien ein winziges Licht. Im Inneren des Lichts schwebte er in einem Raumschiff. Es kam ihm kalt vor, dort zu schweben. In sich spürte er die Kälte des Weltalls. Immer noch konnte er durch die runden Fenster der Rakete die Erde sehen. Zeitweise kam auch der Mond in sein Blickfeld, dem er sich näherte. Die Erde drehte sich langsam, und ebenso langsam bewegte sich das Raumschiff, verglichen mit den Dingen um ihn herum. Er konnte jetzt ohnehin nichts tun, außer Teil eines Raumschiffs auf dem Weg zum Mond zu sein. Anstelle von Schuhen trug er weiße Papierstiefel, anstatt Unterwäsche einen Overall. Er war nur ein Mensch, mit zähem Fleisch und langen Knochen, trüben Augen und einem zerbrechlichen Körper. Er war von der Erde geschleudert worden und schwebte nun im Welt- raum. Man hatte ihn mit Gewalt aus seinem Leben hinaus- katapultiert.

Maxon musste an zu Hause denken. Vorsichtig legte er die Hände auf beide Seiten des runden Fensters und hielt sich daran fest, seine langen Füße schwebten hinter ihm. Er sah hinunter auf die Erde mit ihrem brodelnden, tobenden Leben, weit weg hinter den Wolken. Die Länder gingen unter dem weißen Schleier ineinander über, und in der

Ferne leuchteten die Städte, miteinander vernetzt durch Straßen und Kabel. Irgendwo dort war Virginia, wo seine Frau Sunny herumlief, lebte und atmete. Neben ihr stand sein kleiner Sohn. Unter ihrem Herzen trug sie seine Tochter. Er konnte sie nicht sehen, aber er wusste, dass sie da waren.

Dies ist die Geschichte eines Astronauten, der im Welt-  
raum verloren ging, und der Frau, die er zurückließ. Oder  
es ist die Geschichte eines mutigen Mannes, der den Unfall  
der ersten zur Kolonisierung des Mondes ins All geschick-  
ten Rakete überlebte. Dies ist die Geschichte der Mensch-  
heit, die ein kleines Stück Metall und einen Funken Leben in  
die unermesslichen dunklen Weiten des Universums schoss,  
in der Hoffnung, damit einen Ort zu erreichen, an dem  
Leben entstehen könnte. Dies ist die Geschichte eines Ver-  
suchs der Menschheit, sich in neue Sphären zu verbreiten,  
die Geschichte einer ins Universum ausgesandten Knospe  
und ihrer Auswirkung auf die Erde, nachdem die Knospe  
aufgegangen war.

In einem Altstadtviertel von Norfolk an der Küste Virgi-  
nias, in der luxuriösen Küche eines restaurierten georgia-  
nischen Palasts, beugten sich drei blonde Köpfe über eine  
Granitfläche. Einer davon, der blondeste, war Sunnys Kopf.  
Von oben, wo Kupfertöpfe in matten, makellosen Reihen  
hingen, schien ein gedämpftes Licht auf sie herab. Hoch-  
glanzpolierte Einbauschränke säumten die Wände, und ein  
in Edelstahl nachgebautes Landhaus-Spülbecken war in die  
Arbeitsfläche eingelassen. Das darüber liegende Erkerfen-  
ster beherbergte Topfkräuter. Der Eisbereiter konnte runde  
oder quadratische Würfel herstellen. Die Sonne schien auf

den warmen Granit. Jede der Frauen, die auf den Hockern an der Kücheninsel saßen, hatte lange Haare, die sorgfältig geglättet oder sanft gelockt waren. Sie beugten sich zu der Kleinsten, die weinte. Mit beiden Händen umklammerte sie ihren auf der Granitfläche stehenden Teebecher, und ihre Schultern bebten, während sie in die Tasse schluchzte. Ihre Freundinnen strichen ihr über das Haar, wischten ihr die Tränen von den Wangen. Sunny schob eine widerspenstige Haarsträhne zurück und rieb sich die Augen.

»Ich verstehe es einfach nicht«, sagte die Kleinste schniefend. »Er hat gesagt, er würde mit mir diesen Sommer nach Norwegen fahren. Nach Norwegen!«

»Norwegen«, wiederholte die in der hellgrünen Strickjacke und verdrehte die Augen. »Das ist doch ein Witz.« Sie hatte eine Hakennase und kleine Augen, aber an ihrer Föhnfrisur und dem Make-up, der sportlichen Figur und den teuren Schuhen merkten die Leute trotzdem, dass sie attraktiv war. Ihr Name war Rachel, aber die Mädels nannten sie Rache. Sie war die Erste in der Nachbarschaft, die ein wirklich brauchbares Heim-Fitnessstudio besaß.

»Nein, ich *will* ja nach Norwegen fahren!«, widersprach die Kleine. »Meine Familie stammt von dort! Es ist wunderschön. Da gibt es Fjorde.«

»Jenny, Süße, es geht nicht um Norwegen«, sagte Rache, und die glatten Wellen ihrer goldblonden Haare ergossen sich über ihre mächtige gebräunte Brust, als sie sich nach vorn lehnte. »Du lässt dich ablenken.«

»Nein«, sagte Jenny jetzt wieder schluchzend. »Es geht um diese Schlampe, mit der er es treibt. Wer ist sie? Ich krieg es einfach nicht aus ihm raus!«

Sunny schob ihren Hocker ein wenig zurück und stand

auf. Sie trug ein Chenille-Tuch um die Schultern, und ihre eine Hand ruhte auf ihrem schwangeren Bauch, während sie mit der anderen nach dem Teekessel griff. Als sie Jenny nachgeschenkt hatte, reichte sie ihr ein Taschentuch. Jenny und Rache waren Sunnys beste Freundinnen, und diese Unterhaltung über Jennys Mann und seine Untreue war ein normales Gesprächsthema. Aber während sie dort an ihrem gewohnten Platz stand, eine Hand auf dem Teekessel, eine auf dem Bauch, fiel ihr etwas Beunruhigendes auf: ein Riss in der Wand gleich neben der Speisekammer. Ein Riss in dieser alten georgianischen Wand.

»Eigentlich geht es auch nicht um sie, Jenny, wer auch immer sie sein mag«, sagte Rache. Sunny warf ihr hinter dem Kopf der Freundin einen strengen Blick zu, doch Rache begegnete ihm mit unschuldig hochgezogenen Augenbrauen.

»Er ist ein Idiot«, sagte Jenny, »darum geht es«, und putzte sich die Nase.

Sunny fragte sich, ob ihre Freundinnen den Riss bemerkt hatten. Er zog sich die ganze Wand hinauf und durchlief auch die glatte Fläche buttercremefarbenen Putzes. Gestern war der Riss noch nicht da gewesen, trotzdem wirkte er schon ziemlich breit. Bestimmt ging er auch tief. Sunny stellte sich vor, wie das Haus an einer schrecklichen Zickzacklinie entlang zerbarst, die eine Hälfte der Speisekammer von der anderen abgespalten. Tüten mit Bohnen. Einge- weckte Rote Bete. Wurzelgemüse. Was sollte sie tun?

Jenny war noch nicht fertig mit Weinen. »Ich weiß einfach nicht, was ich tun soll!«, plapperte sie gerade zum dritten Mal. »Die armen Kinder! Warum musste ich das erfahren? Wäre er doch vorsichtiger gewesen!«

Sunny malte sich aus, wie das Haus auseinanderfiel, sie selbst an der Bruchlinie. Vielleicht hatte es aufgegeben, den äußeren Schein zu wahren, weil Maxon im Weltraum war? Womöglich würde es einfach in die Erde zerkrümeln, ohne den Menschen, der die Ehemann-Position ausfüllte. Alles verflüchtigte sich: Jennys Mann, Raketen auf den Mond, die Speisekammerwand.

»Pst«, befahl Rache, griff nach der Fernbedienung und stellte den Küchenfernseher lauter. Auf der Mikrowelle leuchtete 12:00 Uhr. Sunny zog das Tuch um die Schultern fest und lockerte mit zwei Fingern ihren Pony auf. Auf dem Bildschirm erschienen die Nachrichten.

»Ah«, sagte Jenny. »Zeit für Les Weathers.«

»Also das ist mal ein Mann, der dich niemals schlecht behandeln würde.« Rache legte den Kopf schief und zwinkerte in Richtung Fernseher. Wortlos sahen die Frauen ein paar Minuten lang zu, wie ein großer blonder Mann mit kantigem Gesicht und funkelnden blauen Augen über einen Brand in der Gegend berichtete. Er beugte sich leicht über seinen Schreibtisch und benutzte seine breiten Hände zum Gestikulieren. Seine Besorgnis über das Unglück wirkte echt, seine Bewunderung für die Feuerwehrleute war beinahe greifbar. Er hatte einen wuchtigen Oberkörper, der an ein Trapez erinnerte – oben breiter als unten und mit kräftigen Armen. Doch für die drei Frauen war er mehr als nur ein weiterer Anzugträger im Fernsehen; für sie war er von Bedeutung und durchaus real, weil er drei Türen weiter wohnte, in einem makellosen grauen Reihenhaus mit einer roten Tür.

»Er ist wie Herkules«, sagte Jenny zwischen ihren Schluchzern. »Daran erinnert er mich. Les Weathers ist Herkules.«

»Mit Schminke«, bemerkte Sunny trocken.

»Du bist in ihn verliebt!«, warf Rache ein.

»Ach Quatsch. Ich bin bestimmt keine seiner Verehrerinnen«, rief Sunny kopfschüttelnd. »Das einzige Mal, dass ich mich je richtig mit ihm unterhalten habe, war im Januar, als ich ihn gebeten habe, den Kranz abzuhängen.«

»Das stimmt nicht! Es war bei Jessicas Halloween-Party!« Jenny hatte ihre Probleme vorübergehend vergessen. »Außerdem hat er dich im Fernsehen interviewt, als Maxon PR für seine Mission gemacht hat!«

»Ich meinte, mit ihm allein gesprochen«, erklärte Sunny. Sie stand breitbeinig da. Spürte sie da etwa ein Beben im Haus oder war das Einbildung? In der Speisekammer hallte doch etwas wider? Etwas bröckelte ab? Ein Zug fuhr zu dicht vorbei, und der Riss verbreiterte sich. Er erreichte die Stuckleiste. Würden sich so die Wehen anfühlen? Beim letzten Mal hatte sie eine PDA bekommen und mit perfekt aufgetragenem Lippenstift entbunden. Dieses Mal hatte sie vor, sich eine noch stärkere PDA geben zu lassen und während der Geburt eine Perlenkette zu tragen.

»Ich hab noch nie mit ihm allein gesprochen«, ahmte Rache immer noch neckisch Sunny nach. »Du musst seine Geliebte sein.«

»Könnten wir bitte aufhören, über Geliebte zu reden?« Sunny deutete mit dem Kopf demonstrativ auf Jenny.

»Ich sollte Les Weathers anrufen«, murmelte Jenny, die Augen starr auf den Fernseher geheftet. »Ganz allein in diesem hübschen Haus mit gebrochenem Herzen.«

Auf dem Bildschirm brachte Les Weathers' Lächeln zwei blitzende weiße Zahnreihen zum Vorschein, als er mit einem kernig-witzigen Spruch an seinen Co-Moderator übergab.

»Ruf ihn bloß nicht an«, sagte Rache. »Das wäre nur ein weiteres Argument für deinen Mann.«

»Er hat Argumente?«, fragte Jenny.

Ein Werbespot für Windeln erschien auf dem Bildschirm.

»Wie dem auch sei«, sagte Sunny und räumte die Teebecher ab. »Ich muss Bubber von der Schule abholen und dann zu Mama ins Krankenhaus fahren.«

»Wie geht es deiner Mutter?«, fragte Rache. Die drei erhoben sich und kontrollierten ihre Erscheinungen. Ärmel wurden glatt gezogen, Baumwollstrickjäckchen zugeknöpft.

»Gut«, versicherte Sunny, »sehr gut. Man kann beinahe zusehen, wie sie sich erholt, jeden Tag ein bisschen mehr.«

»Aber ich dachte, sie wird künstlich ernährt und beatmet?«, hakte Jenny nach.

»Ja, und es hat Erfolg«, erklärte Sunny, während sie die beiden zur Tür hinausshob.

Nach ihrer Rückkehr in die Küche untersuchte sie den Riss mit den Fingern. Er war gar nicht so schlimm, wurde auch nicht länger. Vielleicht war er schon immer da gewesen, und sie hatte einfach nicht mitbekommen, wie er höher und höher kletterte, sich quer durch ihr Haus und ihr Leben zog – die stumme Androhung einer unüberwindlichen Kluft. Sunny setzte sich auf den Platz, an dem Rache gesessen hatte, und strich sich die Haare über die Schultern, wie ihre Freundin sie trug. Sie streckte eine manikürte Hand in die Richtung, wo Jenny gewesen war, und legte ihren Arm um eine imaginäre Schulter. Mit gerunzelter Stirn nickte sie, genau wie Rache es immer tat. Als sie aufblickte, sah sie, dass der Riss noch da war. Sie setzte sich gerader hin und zog die Knie zusammen. Wieder lockerte sie ihren Pony auf. Im Fernsehen verabschiedete sich Les Weathers. In der

Nachbarschaft tuschelte man, dass seine schwangere Frau ihn für einen Mann in Kalifornien verlassen hatte. Er hatte nicht einmal das Kind sehen dürfen. Ein harter Schlag, nur dass jetzt jede Frau im Umkreis von sechs Häuserreihen ihm die Socken stopfen wollte. Sunny überlegte, wie man wohl Socken stopfte. Sie kam zu dem Ergebnis, dass sie einfach neue kaufen würde, nachdem sie die ungestopften Socken ganz unten im Müll vergraben hatte. Niemand würde es je erfahren.

Mit einem letzten langen Blick auf die Speisekammer knipste Sunny das Licht aus, nahm ihre Tasche, den Schlüssel und Bubbers Bücher und stieg in ihren Minivan, wo sie mit ihrem dicken Bauch hinter das Lenkrad rutschte. Im Rückspiegel ordnete sie noch einmal ihre Frisur, dann ließ sie den Motor an und fuhr zur Vorschule.

In der gesamten Nachbarschaft reckten sich breite Südstaatenbäume an der Straße entlang und zeichneten Schatten auf die Fassaden herrschaftlicher Backsteinvillen. Hummeln brummt in den üppigen Azaleen, die in Weiß und jeder Nuance von Rosa leuchteten. Die Spätsommersonne wärmte die sauberen Bürgersteige auf. An jeder Kreuzung in ihrem Viertel trat Sunny mit dem Fuß auf die Bremse und dann wieder aufs Gas. Der Minivan bewegte sich durch den Raum wie ein mobiles Wohnzimmer, ein über die Erde schwebendes Lufttrapez. Sie bewegte sich einfach nur vorwärts. Vergaß den Riss. Vergaß Les Weathers' Frau. Jedes Haus war ein perfektes Rechteck. Es war die reine Mathematik.

Die Welt draußen war hell und voller Leben. Auf beiden Seiten der Straße vor ihr und auf beiden Seiten der Straße hinter ihr erhoben sich denkmalgeschützte Gebäude



in majestätischen Posen. Eichen ragten in die Höhe, entlang der Bürgersteige streckten Myrtenbäume ihre kahlen Zweige aus. Parallele Linien im Zusammenspiel mit senkrechten Linien bildeten ein Gitternetz, in dem man sich an den Zahlen orientieren konnte. Gerade Ziffern rechts, ungerade Ziffern links. Maxon hatte einmal gesagt: »Die Anzahl der Grundstücke in einer Häuserreihe multipliziert mit der Quadratwurzel der Bürgersteigquadrate vor jedem Grundstück muss gleich der Breite einer Einzelgarageneinfahrt in Dezimetern sein plus Francis Bacon.« Er hatte keinen Respekt vor der vornehmen Erhabenheit des Stadtviertels. Für ihn waren es einfach viele Menschen, die in Reihen lebten, in Reihen aßen, schliefen und backten. In Reihen fuhren und parkten. Er sagte, eigentlich wünsche er sich eine Jagdhütte in der Touraine mit einem Tigergraben und einem Fallgatter aus Feuer. Aber er arrangierte sich. Wie konnte er auch anders? Die Stadt war ein Liebesbrief an Flächengeometrie.

Nur wenige Nachbarn hatten je tatsächlich mit Maxon gesprochen, doch alle Menschen in der Straße nahmen Sunnys Präsenz sehr ernst. Sie war als Anwohnerin ein Naturtalent, das zum Profi geworden war. Ihrem Einzug in das Viertel war es zu verdanken, dass sich alles so schön gefügt hatte, sagten die Nachbarn. Man organisierte Grillfeste und kaufte Tupperware. Frauen fuhren asiatische Minivans und Männer deutsche Limousinen. Indische Restaurants, italienische Eisdielen und Tierhandlungen scharten sich um das eine unabhängige Kino. Niemand musste an einem Tag, an dem er ein krankes Kind oder eine Wurzelbehandlung vor sich hatte, auf eine warme Mahlzeit verzichten. Niemand suchte an einem Tag, an dem er eine Reifenpanne oder Besuch von

auswärts hatte, vergeblich einen Babysitter. Alle Häuser bewegten sich gemächlich in gleichmäßigem Tempo durch den Raum, während die Erde sich drehte und der Staat Virginia sich mitdrehte. In Virginia, hieß es, konnte man das ganze Jahr auf der Terrasse essen.

Es gab Babysitter, die für Sunny einsprangen, wenn etwas Schlimmes passierte. Es wurden Aufläufe zubereitet, die mit einem leisen Klopfen an der Tür eintrafen. Wenn ihre Mutter ins Krankenhaus musste, war Hilfe da. Wenn Maxon in einer Rakete zum Mond geschossen wurde, bekam sie Unterstützung. Es gab eine Struktur, in der alles korrekt funktionierte, indem jeder seinen Beitrag leistete. Es war wunderbar.

Sunny saß neben dem Klinikbett ihrer kranken Mutter. Sie trug ihre pfirsichfarbene Sommerstrickjacke, eine moosgrüne Caprihose, Zehensandalen aus geflochtenem Leder und ihre Hornsonnenbrille. Unter einem glatten Wasserfall blonder Haare verkörperte sie die besorgte und liebende Tochter, ein Kind auf dem Schoß, eines unter dem Herzen. Ihre Mutter rührte sich nicht unter ihrem Laken. Sie trug keine Sonnenbrille und keine Strickjacke, war nur in das gehüllt, was ohne ihr Wissen um sie herumdrapiert worden war. Seit Wochen war sie nicht aufgewacht.

Im Inneren ihrer Mutter breitete sich der Tod aus. Aber daran wollte Sunny nicht denken. Im Außen, wo es gut sichtbar war, gab es immer noch viel Schönheit. Aus dem Körper auf dem Bett, aus Mund und Rumpf, sah Sunny pulsierende Ranken wachsen, die ihre Mutter am Leben erhielten. Sie schlängelten sich über ihren Leib hinab und endeten in einem Baum neben dem Bett. Zusammengerollt lagen sie

auf dem Fußboden, sanft ineinander verwickelt, sie erinnerten sie an taufeuchte Blumen und sich kringelnde Triebe. An den Wänden formierten sich Baumgruppen, die sich in einem sachten Wind bogen, und überall fiel goldenes Laub herab. Eine Walddrossel sang in der Zimmerecke, das Zwitschern vermischte sich mit Bubbers Kichern.

Bubber war Sunnys und Maxons Sohn. Er war vier und hatte leuchtend orangefarbene Haare, die senkrecht wie ein Besen von seinem Kopf abstanden. Er war Autist, so viel war klar. Mit den Medikamenten verhielt er sich ziemlich unauffällig. Er konnte stumm durch eine Krankenhausstation laufen oder seiner Großmutter vorlesen, während Sunny ihn auf dem Schoß hielt. Manchmal konnte er als normales Kind durchgehen. Es gab Medikamente am Morgen, Medikamente am Mittag, Medikamente, um die Psychose zu kontrollieren, Medikamente, um eine gesunde Verdauung zu fördern. Sunny setzte sich aufrecht hin und hielt Bubber fest, während er schnell und monoton vorlas. Das Baby in ihr streckte und drehte sich, es war unsicher, ob es autistisch würde oder nicht. Ob es mehr Maxon ähneln würde oder Sunny. Ob es in die Nachbarschaft passen würde. Alles war offen.

Das murmelnde Gluckern des Beatmungsgeräts hatte eine tröstliche Wirkung auf Sunny, und sie redete sich ein, dass sie der Duft von Immergrün umgab. Eine Brise zauste das blonde Haar auf ihren Schultern. Sie konnte die Sonnenbrille auf den Kopf schieben, die Augen schließen und glauben, sie wäre im Himmel. Sie konnte glauben, dass es hier immer eine Mutter geben würde, in diesem Zauberwald, und dass sie jeden Tag herkommen könnte, um ihr friedliches Gesicht zu betrachten.

Sunny verließ das Krankenhaus. Als sich der Autounfall ereignete, war sie auf dem Heimweg. Ihre weichen, weißen, manikürten Hände hielten das Lenkrad, ihr linker Fuß stand flach auf dem Boden. Sie war wach und aufmerksam, durch das offene Fenster wehte Grillgeruch herein. Da passierte es: An der Kreuzung der altehrwürdigen Harrington Street mit dem vornehmen Gates Boulevard rammte ein schwarzer Geländewagen seitlich ihren großen silbernen Minivan. Es geschah in derselben Straße, in der ihr Haus stand, am Nachmittag des ersten Tages, nachdem Maxon ins All geflogen war. Niemand starb oder wurde verletzt, aber dieser Autounfall veränderte das Leben aller. Danach gab es kein Zurück mehr. Man konnte nicht so tun, als wäre es nicht passiert. Die Autos anderer Menschen waren wie Meteoroiden. Manchmal rammten sie einen, ohne dass es jemand verhindern konnte.

Nach dem Krankenhausbesuch hatte Sunny den Jungen in seinem Kindersitz angeschnallt und ihm den Helm aufgesetzt. Er war ein Kopfschläger, leider, und besonders häufig kam es im Auto vor. Während der Fahrt erklärte sie ihm irgendetwas Banales. Sie sprach viel mit Bubber, obwohl er kaum jemals antwortete. Das gehörte zu den Dingen, die sie für ihren Sohn tat, um ihm bei seinen Schwierigkeiten zu helfen.

»Es ist egal, welchen Stuhl du bekommst, verstehst du?«, sagte sie gerade. »Du denkst dir einfach ›Was soll's‹ und setzt dich auf den Stuhl, der gerade frei ist. Denn wenn du dich wegen des Stuhls in einen Anfall reinsteigerst, verpasst du das Basteln. Und es ist ja nur ein Stuhl, stimmt's? Es ist doch schön, Stühle in unterschiedlichen Farben zu haben. Welchen man bekommt, ist egal. Man denkt sich einfach ›Was

soll's! Es ist ja nur ein Stuhl. Beim nächsten Mal krieg ich den blauen!«, und dann setzt man sich auf den roten Stuhl. Sag mal ›Was soll's‹, Bubber.«

Bubber sagte: »Was soll's.«

Seine Stimme klang laut wie die einer Ente, wenn eine Ente wie ein Roboter spräche. Und dazu der Helm – den musste er im Auto einfach tragen, sonst schlug er manchmal den Kopf gegen den Sitz, immer wieder, während die Reifen über den Asphalt der Straße rollten. Schon das zu hören war schrecklich. Nie wieder wollte Sunny so etwas hören.

»Und dann setzt man sich«, fuhr Sunny fort. »Und man denkt gar nicht daran, auf welcher Farbe man sitzt, man hat einfach Spaß am Basteln. Denn was macht mehr Spaß – ein Anfall oder Basteln?«

»Basteln«, sagte Bubber wie eine Ente.

»Also denkst du dir einfach ›Was soll's‹ und setzt dich hin.«

Sunny machte eine Handbewegung von oben nach unten, um ihren Punkt zu veranschaulichen. Bubber summte in seinem Kindersitz. Sunny hatte genug damit zu tun, einfach nur seine Mutter zu sein, aber es gab ja noch mehr – dieses Baby, mit dem sie schwanger war. Es hatte ein Herz, das schlug, man konnte es auf den Apparaten in der Arztpraxis sehen. Der riesige schwangere Bauch ruhte auf ihrem Schoß wie ein Korb, der Sicherheitsgurt führte darüber und darunter durch. Es gab kein Zurück mehr, das Kind war bereits hier. Obwohl man es hätte verhindern können und sie inzwischen möglicherweise der Ansicht war, dass weiterer Nachwuchs eine schlechte Idee war, hatte sie die Linie überschritten. Bald würde sie zweifache Mutter sein, mit ihrem hellblonden Haar und dem trapezförmigen Minivan, in

ihrem eigenen herrschaftlichen Haus. Obwohl Bubber nicht so ganz gelungen war, obwohl in seinem Gehirn ein paar Leitungen verkreuzt und ausgefranst waren, ein paar zu viel hier, ein paar zu wenig dort, würde sie noch einmal Mutter werden, weil jeder zwei Kinder haben wollte. Eines reichte einfach nicht.

Als Sunny klein war, hatte sie sich nie ausgemalt, wie es wäre, Kinder zu bekommen. Nie hatte sie Mutter gespielt. Schwester war sie gelegentlich gewesen, aber nie Mutter. Vielleicht wollte sie deshalb noch ein Baby für Bubber. Um ihn davor zu bewahren, ein Einzelkind wie sie zu sein.

Der Autounfall ereignete sich an einer Kreuzung mit Stoppschildern an allen vier Einmündungen. Sunny sah nach links, nach rechts, noch einmal nach links. Alles war frei. Doch dann schoss ein schwarzer Land Rover aus der Querstraße direkt auf sie zu und prallte mit enormer Wucht gegen den Minivan. *Das war's*, dachte Sunny. *Das war es mit mir und mit dem Baby. Und mit Bubber.* Es würde nie eine Familie geben. Nach all ihren Bemühungen würde das Leben einen schlechten Ausgang nehmen. Der Gedanke erschütterte sie, und sie bekam Gänsehaut. *Armer Maxon*, dachte sie, als der Airbag gegen ihre Brust schlug. *Was haben wir einander angetan?* Dem Autounfall zu genau diesem Zeitpunkt wohnte eine brutale Bestimmtheit inne, hier an diesem Ort und unter der Last der geballten Realität. Ihr Herz fühlte sich an, als wäre es tatsächlich stehen geblieben.

In jenem Moment legte der Sonnenschein tausende von Weltraumkilometern zurück, um die Windschutzscheibe vor Sunnys Gesicht aufzuheizen. Mit ihrem verzerrten Mund sah sie aus wie ein Monster. Die Sonnenbrille auf ihrer Nase zeigte noch in die Richtung, in die sich der

Wagen vor Sekunden bewegt hatte. Die Erde drehte sich in die entgegengesetzte Richtung. Nach dem Zusammenstoß rutschten beide Autos noch ein bisschen weiter, jetzt aber in andere Richtungen. Die Vektoren hatten sich verändert. Airbags zischten. Ein junger Baum gab nach, als ihn die volle Kraft des Aufpralls traf. Und in diesem zitternden Augenblick flog eine perfekt frisierte blonde Perücke von Sunnys Kopf aus dem Fenster und landete auf der Straße in einem Haufen Laub. Unter der Perücke war sie völlig kahl.

Ihre Mutter lag im Sterben, ihr Mann war im Weltraum, ihr Sohn trug einen Helm, weil es nicht anders ging, und sie hatte keine Haare. Konnte es eine solche Frau wirklich geben? Konnte eine solche Frau sich je erklären? Sunny hatte einen Moment Zeit, sich das zu fragen.

Im All kreiste Maxon exakt nach Zeitplan. Er wusste immer, wie spät es war, obwohl er sich im Weltraum jenseits von Tag und Nacht befand. Der Autounfall fand um 15:21 Uhr statt, Ortszeit Houston. Er erinnerte sich daran, wie nüchtern sich der Junge, Bubber, von ihm verabschiedet hatte. »schüs, Papa.« Er hatte sich küssen lassen, wie man es ihm beigebracht hatte, und Maxon hatte ihn geküsst, wie man es ihm beigebracht hatte. So verhielt sich ein Vater, so verhielt sich ein Sohn, das war eben der Ablauf der Dinge, wenn der Vater in den Weltraum flog. Der Blick des Jungen fixierte eine andere Attraktion, Bodenfliesen zählen, Schatten folgen, während seine Arme Maxons Hals umklammer-ten.

Es war wie an jedem anderen Arbeitstag gewesen. Er hatte Sunnys leise Worte gehört: »Verabschiede dich von deinem Vater.« So gewohnheitsmäßig. Im Alter von vier konnte der Verstand sie erfassen, aber der Junge war noch nicht in der

Lage, sie auch zu begreifen. Warum sich verabschieden? Was bedeutete »Abschied« überhaupt? Warum Lebewohl sagen? Es vermittelte keinerlei Information, wenn man sich begrüßte oder verabschiedete. Im Grunde waren es nur alberne Konventionen. Hoch oben über der Erde empfand Maxon körperlichen Hunger nach dem Anblick seiner Frau und seines Kindes. Hunger nach ihren Umrissen, ihrer Gestalt in einem Türrahmen, wenn sie hereinkamen. Zwischen den Sternen, in dem winzigen Metallstück gefangen, spürte er ihre Verschiedenheit vom Rest des Planeten. Es kam ihm vor, als wäre Sunny eine Stecknadel auf einer Landkarte und Bubber die farbige Umrandung des Gebietes, auf das sie verwies. Er konnte sie nicht sehen, aber er wusste, wo sie waren.





Jahre zuvor, als Sunny zur Welt kam, wurde die Sonne vom Mond verfinstert. Sie verschwand vollkommen. Dann kam sie zurück, heiß und strahlend wie eh und je.

Dem Mond gelang es nur selten, die Sonne komplett vor der Erde zu verstecken. Genau genommen passierte das nur zu wenigen Gelegenheiten, und wenn es so weit war, konnte man es nur von bestimmten Teilen der Welt aus sehen. Auf allen anderen Kontinenten war der Anblick wie immer. Schon eintausend Kilometer weiter verlief der Vormittag ohne besondere Vorkommnisse. Doch genau dort, in Birma, 1981, gab es eine totale Finsternis, und die Sonne war genau so viele Minuten lang verdeckt, wie ein Baby brauchte, um geboren zu werden. Neben dem Himalaya schien braunes Zwielflicht auf die Erde und projizierte eine helle Korona an den Himmel. Irgendwann würde es wieder eine Sonnenfinsternis in Birma geben. Aber nie wieder würde ein Kind wie Sunny geboren werden. Sie war die Einzige, und ihre Mutter wusste das von Anfang an.

Nur während der vollkommenen Finsternis klappte das Pressen bei dieser Frau, die kurz vor der Entbindung stand. Sie lag in einem staatlichen Krankenhaus, in einem von hundert Betten. Stundenlang hatte sie bereits darum

gekämpft, das Baby herauszulassen. Draußen warf der Rung Tlang seinen Schatten auf das geschäftige Treiben des Städtchens Hakha. Es wurde dunkler und dunkler. Die Sonne verkleinerte sich zu einer Sichel, einem schmalen Streifen, einer halbrunden Schnur hübscher Perlen. Die Menschen waren verstört. Pfeife rauchende Frauen blickten nach oben. Männer in spitzen Hüten unterbrachen das Pflügen der Mohnfelder. Die Korona der Sonne flackerte und bebte um die schwarze Mondscheibe herum wie das lange Haar einer Meerjungfrau.

Tief im Schatten des Mondes konnte die Frau pressen. Als die Sonne ganz verborgen war, musste sie nur zwei, drei Mal fest drücken, bis der harte kleine Kopf des Babys sichtbar wurde. Ihr kräftiger Muttermund umschloss ihn wie eine Faust ein Ei. Dann schoss er hindurch. Schultern wurden herausgezogen. Das Baby war da. Die Hebamme wickelte es hastig in ein Tuch, legte es auf die Brust seiner Mutter und lief zum Fenster.

Aber da glitt der Mond bereits weiter, und die Sonne raste durch die Täler auf der anderen Seite. Wie sie sich zurückgezogen hatte, so kehrte sie zurück, heiß wie eh und je, und niemand konnte das Treiben noch direkt beobachten, sonst wäre er blind geworden. Das Leben ging weiter, und die Frau, die keine Mutter gewesen war, war nun Mutter, mit ihrem kahlköpfigen Baby im Arm.

»Sie hat keine Haare«, sagte die Hebamme. »Und keine Wimpern. Sie ist ein ganz besonderes Kind.«

Am Morgen vor der Sonnenfinsternis hatte Emma Butcher nichts dagegen gehabt, ihr gesamtes weiteres Leben in Birma zu verbringen. Sie würde einfach weitermachen, atmen, lächeln und irgendwann sterben. Doch später, nach

dem Baby, wollte sie nicht länger in Birma bleiben. Sie erhob sich als Mutter aus diesem Bett und war bereit, den Rest ihrer Tage zu kämpfen. Was machte es schon für eine Frau, ihre Persönlichkeit aufzugeben und still mit den Entscheidungen zu leben, die sie getroffen hatte? Doch wenn die Frau Mutter wurde, ging es um viel mehr. Niemals würde sie ihr Kind im Stich lassen. Und wer ihm Schaden zufügen wollte, bekäme es mit der Mutter zu tun.

Am Abend stürmte der Vater ins Krankenhaus, in der Hand einen schlampig eingetopften Persischen Schild. Er hatte die Pflanze im Dschungel nahe dem Strand herausgerissen und in die Berge mitgebracht, um Emma aufzuheitern. Sie war klein und hatte keine Blüte, aber die violetten Blätter breiteten sich schimmernd unter der trüben Krankenhausglühbirne aus. Vorsichtig stellte er sie am dunklen Fenster ab. Er hatte der Mutter etwas Aufregendes mitzuteilen, etwas sehr Aufregendes, und unter seinen Achseln sammelte sich der Schweiß, so schnell war er hergeeilt, um sein neues Baby zu sehen. Er zeigte die peinliche Begeisterung eines älteren Mannes, der endlich Vater werden durfte. »Ich habe den perfekten Namen«, platzte er heraus. »Sie wird Ann heißen. Ist das nicht wunderbar?« Er streckte seine großen Hände nach ihr aus und kam näher.

Die frischgebackene Mutter sah auf die Topfpflanze, dann auf ihren Mann. Er trug ein schwarzes Leinenhemd, das auf seiner glänzenden Brust aufgeknappt war, und einen albernen Fischerhut. Das Baby schlief bei ihr im Bett, zwischen ihrem Körper und ihrem Arm, in ein langes orangefarbenes Tuch gewickelt. Seine wimpernlosen Augen waren geschlossen wie die einer Heiligenstatue, die ebenfalls keine Haare oder Wimpern haben konnte. Die weißblonden Haare

der Mutter umfingen sie beide wie ein Vorhang, glatt und schimmernd. Ihre blauen Augen blickten starr geradeaus, die Lippen waren zu einem seligen Lächeln verzogen. Das blutige Hemd hatte sie gegen ein zartes Tuch in der Farbe von gekochtem Lachs getauscht. Sie lag im Bett wie ein langer, anmutiger Stab. An seinem oberen Ende befand sich ihr schöner Kopf, mit Gesichtszügen wie gemeißelt. Sie lag so ruhig wie ein stiller Bergsee.

Vorsichtig ließ sie ihren Mann das Baby auf den Arm nehmen. Er hob es hoch ins Licht und sah ihm tief ins Gesicht, dann senkte er seine schlaffen Wangen neben die kleine Nase. Emma musterte ihn, und ihr wurde bewusst, wie alt er war. Was genau hatte sie sich eigentlich angetan, fragte sie sich, einen so alten Mann zu heiraten und hier in der Hitze Birmas ein Kind von ihm zu bekommen? Wäre es ein dunkles und robustes Baby gewesen, das laut protestierte, oder ein quäkendes knallrotes Wesen, hätte ihr das Herz nicht bis zum Hals geschlagen. Als sie ihn jedoch ihr seltsam ätherisches Kind in seinen schwitzenden Pranken halten sah, wurde ihr klar, dass sie es zurück nach Amerika bringen musste. Birma war ein Traum, ihre Mission eine Flucht. Ihr Baby würde kämpfen, brennen wie eine lodernde Fackel in dieser Welt. Es würde sich nicht den gemurmelten Gebeten seines Vaters anschließen. Es würde nicht im Dschungel verkümmern. Die buddhistischen Krankenschwestern hatten sie allein gelassen, damit sie die Klinik verlassen konnte, sobald sie in der Lage war aufzustehen. Sie könnte ganz weit weggehen, ihre alten Entscheidungen neu überdenken. Die Geburt eines Kindes löste so etwas aus.

Doch stattdessen nahm sie ihre Tochter mit zurück in die kleine Hütte am Fuß des hohen Berges, und das Paar führte

den Haushalt zusammen weiter. Wie sich herausstellte, war es nicht so einfach, Birma zu verlassen. Sie saß weiterhin fest. Aufgrund der Finsternis benannte sie ihr Kind nach der Sonne – Sunny. Der Vater musste nachgeben. Immerhin war er nicht dabei gewesen, als das Baby kam, er hatte unten an der Küste Pflanzenproben gesammelt. So lautete der Name des Kindes also Sunny Butcher.

Als Sunny zwei Jahre alt wurde, lebten sie nach wie vor in Birma, und ihr waren noch immer keine Haare gewachsen. Sie wurde weiterhin gestillt und schlief in den Armen ihrer Mutter, die Sonnenhüte aus Stoff für sie flocht, aus Schilf und aus Garn. Sie stellten eine Pflegerin namens Nu an, die Emma im Haus und bei der Versorgung des Babys half. Sunny lief mit einem winzigen Turban herum, ihr runder Bauch stand unter einem safranfarbenen Kimono hervor. Ihre Gesichtszüge blieben elfenhaft, die Schultern und Gliedmaßen zart, aber ihr Kopf war riesig. Sie war ein merkwürdig aussehendes Kind. Die einheimischen Chin lächelten und nickten ihr zu. In ihren Augen wirkte sie wie einer jener Mönche, die immer wieder kamen, um sie zum Buddhismus zu bekehren. Die Männer streckten beide Hände nach ihr aus. Die Frauen berührten ihre Kleidung nicht. Obwohl die Chin größtenteils den christlichen Gott verehrten, hingen sie ihren ursprünglichen Traditionen an.

Der Vater hatte das Baby nach Ann Judson benennen wollen, einer der ersten Missionarinnen, die nach Birma vorgedrungen waren. Ann Judson litt häufig unter Fiebererkrankungen und starb am Ende auch an einer. Zu ihrer Zeit maßregelte man christliche Missionare noch, indem man ihre Füße in Fesseln legte und sie in die Höhe zog, bis

nur ihre Schultern den Boden berührten. Die allgegenwärtigen jeden attackierenden Moskitos waren eine zusätzliche Geißel zu dieser schwer zu ertragenden Bestrafung. Dann hatten die Briten die Macht in Birma ergriffen, gefolgt von den Kommunisten. Im Laufe jenes Jahrhunderts waren eine Menge Christen nach Birma und in die Provinz Chin gekommen.

Der letzte Missionar, der eintraf, war Sunnys Vater mit seiner wunderschönen Frau. Als sie sich in Hakha niederließen, war Emma dreiundzwanzig und Bob vierzig. Sie bauten eine hübsche Holzkirche neben der Arbeitersiedlung. Seit über einhundertfünfzig Jahren kamen Christen überall in Birma zusammen, die kleine Kirche war einfach nur eine weitere. Ein einzelner runder Ventilator hinten im Altarraum wirbelte die muffige, viel zu warme Luft durch die Gemeinde. Die Ehefrau saß mit zusammengedrückten Knien ganz an der Seite in der vordersten Bank. Sie trug amerikanische Damenhüte und sehnte sich nach knackigen untropischen Früchten. Ihr Mann mühte sich ab, ihr die Sprache beizubringen – er bestand darauf, abends am Tisch, bei Reis und Gemüse, Chin zu reden.

Ein Jahr nach ihrer Ankunft wurden alle Missionare aus dem Land geworfen. Birma wurde gänzlich von Ausländern gesäubert, sowohl von der missionarischen als auch der kommerziellen Sorte. Männer in grauen Uniformen von der anderen Seite der Berge klopfen an der Tür der Butchers und holten sie aus dem Haus. Sie ließen alles zurück und machten sich sofort nach Indien auf, wo Bob seine neue Berufung fand: aus der Küche seiner Missionarsfreunde strahlte er eine Radiosendung auf Chin aus. Den Begriff »konterrevolutionär« benutzt er nicht. Emma machte sich

Sorgen, dass sie möglicherweise zurück nach Hause müssten. In Birma konnte sie mit ihrem enthusiastisch religiösen Mann leben, aber würde sie das auch in Amerika können? Konnte sie die Frau eines Pfarrers sein, die Bibelstudien in ihrem Haus abhielt? Sie betete inständig darum, in Asien bleiben zu dürfen. Es erschien ihr einfacher.

In Indien lebte sie wie in einem Sog. Die Berge behinderten die Radiowellen, so dass Bob Butcher schließlich aufgab und zurück in die Staaten ging, aber Emma wollte ihn nicht begleiten. Also ließ er seine wunderschöne Frau mit dem roten Schmollmund bei den anderen Missionaren in Indien zurück und fuhr nach Hause, fest entschlossen, eine Möglichkeit zu finden, legal zurückzukehren, in der Tarnung eines Geschäftsmannes, Wissenschaftlers oder Diplomaten. Emma schlief in einer Hängematte auf ihrer von Fliegengittern umgebenen Veranda. Ihre Zeit in Indien verbrachte sie damit, die einheimischen Kinder im Lesen zu unterrichten, aber der Gedanke, eigene Kinder zu bekommen, kam ihr dabei nie. Sie konnte sich nicht vorstellen, dass etwas Gutes aus dem entstehen würde, was sie miteinander machten. Sie wollte nicht, dass der Sex zwischen Bob und ihr irgendeine dauerhafte Auswirkung hatte. Wenn sie morgens aufstand, ließ sie das, was zwischen den Laken passierte, hinter sich. Sie sprachen auch nie darüber. Es geschah immer nur nachts, wenn sie bereits geschlafen hatte, beinahe war es so, als müsste sie sich in den Schlaf geflüchtet haben, damit er sich ihr nähern konnte. Er konnte es nicht, wenn sie es kommen sah.

So war es schon beim ersten Mal gewesen, mitten in der Nacht, im Haus ihres Vaters in Indiana.

Nach dem College war sie zu ihren strengen Eltern mit

ihrem brutal effizienten Familienbauernhof zurückgekommen. Bob Butcher hatte eine Woche lang Gebetsversammlungen abgehalten, er war ein regelrechter Feuer- und Schwefel-Prediger, der die gesamte Kirchengemeinde vor Rührung auf die Knie zwang. Sie kannte ihn schon seit Kindertagen, da er jedes Jahr kam und dann stets bei ihnen im Haus wohnte. Anfangs hatte er seine Frau dabeigehabt, die später bei der Geburt ihres Kindes gestorben war, den Säugling mit sich in den Himmel nehmend, und danach kam er allein, theatralisch und eindringlich. Beim Essen warf er Gläser um und segnete Emma, die Hand auf ihren Kopf gelegt. In jener Nacht, als sie vom College zurückgekehrt und er zu Besuch war, schlief sie unter ihrer zitronengelben Patchwork-Steppdecke. Plötzlich wachte sie auf und sah ihn. Neben ihr tickte die Uhr. Ein Schatten kroch über die Zimmerdecke.

»Ich erwähle dich, Emma«, teilte er ihr mit heiserer Stimme mit. Sie hatte noch nie erlebt, dass er versucht hatte, leise zu sprechen. Stets hatte sie ihn brüllen, poltern, flehen oder sogar weinen gehört. »Ich erwähle dich, mit mir nach Birma zu gehen.«

Sie empfand eisiges Staunen. War das ein Traum? Bisher hatte sie ihn nur angezogen gesehen, im Anzug hinter der Kanzel, wenn alle ihm gebannt lauschten, oder im Hemd mit gelockerter Krawatte am Esstisch, wenn er Geschichten erzählte. Als sie zwölf war, hatte er sie im Fluss getauft, und in dem Bekenntnis, das sie damals ablegte, hatte sie gesagt, sie wolle aufrichtiger in ihrem Glauben sein, nicht nur die Worte sprechen, sondern wirklich das Leben führen. Sie war auf der Ladefläche seines Pick-ups mitgefahren, zusammen mit den anderen Kindern, die das ganze Jahr darauf



gewartet hatten, während der Erweckungswoche getauft zu werden. Von hinten hatte sie seine breiten Schultern hüpfen sehen, eine Hand auf dem Lenkrad, die andere oben um den Türrahmen geklammert, als würde er sich dadurch in der Welt verankern.

Nun war er bei ihr, in der Dunkelheit, in ihrem Zimmer. Es war ein vertraulicher Moment, nur zwischen ihnen beiden. Sie war vollkommen gelähmt und fühlte sich doch gleichzeitig geehrt, auserwählt. Wie sollte es anders sein? In ihrer begrenzten Welt aus Kirche, Gemeinde und dem christlichen College mit seinen fummelnden, schuldbewussten Jungs war er ein strahlender Star. Ihre Eltern wären stolz. Und was sollte sie sonst tun? Neben ihm wirkte niemand anderer richtig lebendig. Sie fühlte sich wieder wie mit zwölf, nervös, unfertig und doch geschmeichelt, dass sie nun eine Frau für ihn war, dass sie wusste, was zu tun war, obwohl sie noch nie einen vollständigen Satz mit ihm gesprochen hatte. Sie könnte diejenige sein, die mit ihm nach Birma ging, seine Gefährtin, die seine tote und geheiligte Frau ersetzte.

Er atmete schwer. Ohne Hemd stand er neben ihrem Bett, ihre schläfrigen Augen konnten nur seinen Oberkörper erkennen, die im trüben Licht des Mondes schimmernde Brust. Sie spürte ihren Körper flach wie eine Papierpuppe im Bett liegen. Wie würde sie sein, diese Sache? Ein Schauer kribbelte aus ihrem Bauch in Richtung Herzgegend. Sein Atem erfüllte den Raum.

»Darf ich zu dir kommen, Emma?«, fragte er. Sie sah ihn die Stirn runzeln. Sie nickte.

Daraufhin zog er ihre Decke weg, und sie spürte die kühle Luft. Er betrachtete sie, ihren Bauch, ihre Beine. Dann war er bei ihr im Bett, die Knie zu beiden Seiten von ihren. Eine

große Hand schob den Flanellhosenbund über seine Hüften, die andere drückte auf ihr Schlüsselbein, rieb und rieb. Sein Penis kam oben aus der Hose, und sie fühlte ihn, warm an ihrem Bein in der plötzlichen Kälte des dunklen Zimmers, glatt und heiß, er stupste sie, stieß auf ihrer Unterhose herum. Bobs kantiges Kinn war das Einzige, was sie richtig sehen konnte, sein Gesicht zeigte nach oben Richtung Himmel. Sie hob ihm die Hüften entgegen, legte den Arm um seinen Hals und ihre kleine Hand auf seinen warmen Rücken. Er schob seine heißen Finger von ihrem Schlüsselbein nach unten, über ihre Brust, sie drängten dorthin, wo er schließlich in sie hineinbohrte, sie öffnete. Sein Körper war schwer, alles an ihm war kraftvoll, fordernd. Jetzt lag seine Stirn auf ihrer Schulter, die Hüften zuckten, und die Geräusche, die er machte, waren ächzende Bekräftigungen. »Oh, oh«, keuchte er. »Oh Gott, das fühlt sich so gut an.« Doch er konnte auch charmant sein, wenn er sagte: »Ach, Liebes, ich weiß, dass das wehtut.«

Nach einem Jahr im Exil brachte Bob seine Frau zurück nach Birma. Im Gepäck hatte er ein Feldlabor, um die medizinische Nutzbarkeit von Orchideen zu untersuchen, unter der Schirmherrschaft der University of Chicago. In China brannten die Roten Garden Kirchen nieder. Es war eine Zeit der Verfolgung und der Marter. Die Christen mussten unter dem Deckmantel säkularer Aufträge einreisen, wenn sie welche ergattern konnten, oder das Evangelium den Einheimischen übergeben und hoffen, dass sie es weiterverbreiten würden. Bob Butcher war nun nach außen hin Wissenschaftler, im Geheimen war er immer noch Missionar. Im Schlafzimmer ihres neuen Häuschens in Hakha hielt er Ver-

sammlungen ab, bei denen sich die Abendmahlsteilnehmer um das schmale Bett drängten.

Mann und Frau führten dieses bescheidene Leben ein Dutzend Jahre lang. Emma pflanzte Tee in ihrem kleinen Garten. Bob predigte im Flüsterton und schüttelte Reagenzgläser, um Öle zu destillieren. Immer ging das Paar friedlich schlafen, stets voneinander getrennt. Nachts erfolgte dann das drängende Wecken, das verzweifelte Klammern, große Hände um Emmas Oberarme oder Hüften, sein heißer Mund auf ihrem, während er sie spreizte, in sie stieß. Danach die zufriedenen Ausrufe. »Danke. Oh Gott, danke.« Manchmal fühlte sie sich, als würde sie sich noch in einem Traum befinden, und wachte erst vollständig auf, wenn sein energisches Stoßen bereits in vollem Gange, sein Körper schon schweißgebadet war.

Bob hatte sich nach dem Tod seiner ersten Frau sterilisieren lassen. Damals war er sicher, dass dies Gottes Wille sei. Emma war sich dessen bewusst gewesen, dass es niemals Kinder geben würde, hatte es als ihre Berufung empfunden, die Frau eines Mannes zu sein, dessen Tragödie ihm den Willen zur Fortpflanzung geraubt hatte. Wenn sie an Babys dachte, wünschte sie sich die Vorstellung weit weg, ihren Sex miteinander betrachtete sie völlig losgelöst von den Kindern um sich herum. Dann wurde sie im Alter von siebenunddreißig wie durch ein Wunder schwanger. Niemand hatte es erwartet. Das Paar freute sich verhalten, im Stillen war jeder für sich entsetzt. Der Mann verkündete seine Leistung in der geheimen Kirchengemeinde: »Meine Frau Emma bekommt ein Baby.«

Die Versammelten nickten rasch, lächelten, zeigten ihre Billigung, indem sie einander auf den Arm klopfen.

Würde sie bei der Entbindung sterben? Oder das Kind zu einem schwitzigen, vehementen kleinen Mann werden? Nein. Sunny wurde geboren, wuchs heran und lernte im Dorf laufen. In ihren wunderschönen Kimonos saß sie zwischen den zottigen Hunden. Nu wusch die Windeln und verbrannte auf der Terrasse Früchte als Gabe an die Götter. Die Tage im Schatten des Berges wurden länger. Im Dorf war ihre geheime Mission ungefährdet, denn der Großteil des Chin-Staates in Birma war vehement christlich. Egal, wie viele Bibeln verbrannt wurden, stets konnten noch mehr von ihnen aus Indien beschafft oder aus den USA hereingeschuggelt werden. Es war sicher, dass die Familie ewig hierbleiben würde, bis Sunny eine alte Frau mit schmutzigem Kimono wäre und ihre Mutter sterben würde.

# 3

Sunny war eine Frau ohne Haare. Sie war so auf die Welt gekommen und hatte auch nie welche bekommen. Keine Wimpern, keinen Achselflaum, keine Beinbehaarung. Kein einziges Haar auf dem Kopf. Zuweilen in ihrem Leben hatte sie sich gefragt, ob die Welt jemals wirklich schön sein könnte für ein haarloses Mädchen. Zu anderen Zeiten hatte sie ihr Leben wie das eines jeden anderen empfunden. Nun ging sie auf die dreißig zu. Obwohl sie nicht die einzige haarlose Frau auf der Welt war, war nie eingehend erforscht worden, was mit ihr nicht stimmte. Sie hatte nie eine brauchbare Erklärung dafür bekommen. Von Kindheit an bis hin zu ihrer Heirat und dem eigenen Kind hatte diese seltsame Kahlheit sie ganz krank gemacht. Ihre Mutter litt unter einer gewöhnlichen Krankheit – Krebs. Ihr Leben neigte sich dem Ende zu. Das war schwer zu verkraften.

Der Körper war ein Mysterium. Was dort drinnen vorging, konnte man nicht sehen. Wenn bei jemandem ein Organ kaputtging, eine Arterie verstopfte oder undicht wurde, passierte das lautlos und ohne sichtbares Zeichen. Niemand konnte diesen Dingen zusehen. Im Körper herrschte feuchte Stille. Gab es dort Geräusche? Verfügte die Leber über einen Tastsinn? Jedes Baby verbrachte seine ersten Monate seines

Lebens in dieser Dunkelheit. Und in dem Baby selbst entstand ein neues dunkles Innenleben, ohne sich bemerkbar zu machen. Ein Mensch wuchs und verging in der stillen Finsternis unter seiner Haut. Sunny war kahl auf die Welt gekommen und blieb ihr gesamtes Leben lang kahl. Irgendwann in der Zukunft würde sie sterben. Dazwischen lag eine lange haarlose Episode.

Normale Menschen hatten Haare auf dem Kopf. Wenn Sunny im Auto herumfuhr oder durch Geschäfte spazierte, hütete sie das Geheimnis, dass etwas mit ihr nicht stimmte, nicht in Ordnung war. Dank ihrer Perücke kannte niemand in Virginia dieses Geheimnis, bis auf wenige Vertraute, die es wissen mussten. Ihr Mann. Ihr Arzt. Ihre Mutter und ihr Kind. Es war nicht für jeden direkt sichtbar, wie bei der Frau mit der seltsamen Wucherung über das halbe Gesicht oder dem Mann mit der abgerissenen Hand. Es war eine andere Art von Geheimnis, das ganz tief unter der Perücke verborgen lag.

Als die Perücke Sunny vom Kopf flog und in eine Pfütze fiel, war niemand in der Nähe, um ihr zu helfen. Maxon war im Weltraum, vermutlich beschäftigt mit seinen Maschinen und Robotern. Die Kinder wussten nicht, was sie tun sollten. Bubber konnte schreien und toben oder die Uhrzeit sagen, ohne zuvor auf eine Uhr zu sehen. Das Baby in ihrem Bauch konnte sich bewegen und auf sich aufmerksam machen, aber keiner ihrer Sprösslinge konnte eine Hand ausstrecken und die Perücke festhalten, als sie herunterzurutschen drohte.

Als sie der Land Rover rammte, war Sunnys Kehle wie zugeschnürt, ihre Arme kämpften mit dem Lenkrad. Dann folgte ein Ruck, kurz darauf ein Knirschen. Der Airbag blähte sich auf. Die Perücke flog weg. Alles kam zum Stehen.



Lydia Netzer

## **Das Leuchten des Mondes**

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 384 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

2 s/w Abbildungen

ISBN: 978-3-442-71483-4

btb

Erscheinungstermin: März 2019

Als Maxon Sunny zum ersten Mal traf, war er sieben Jahre, vier Monate und achtzehn Tage oder - in seinen Worten - 2693 Erdumdrehungen alt. Maxon war anders. Zusammen waren sie anders. Und auch heute noch, zwanzig Jahre später, führen die beiden keine gewöhnliche Ehe. Maxon ist Astronaut geworden. Während er zwischen Himmel und Erde schwebt, versucht Sunny in der idyllischen Kleinstadt in Virginia die Fäden der kleinen Familie zusammenzuhalten. Alles geht gut, bis zu dem Tag, als sie einen Autounfall hat. Obwohl harmlos, löst er eine Lawine in Sunnys Leben aus. Da ist ihr kleiner autistischer Sohn, um den sie sich sorgt. Da ist ihre schwerkranke Mutter, um die sie sich kümmert. Da sind ihre eigenen Wünsche, die sie bislang immer unterdrückt hat. Und wie immer ist Maxon nicht zur Stelle, um sie zu unterstützen. Schlimmer noch: Auf dem Weg ins All, passiert etwas Unvorhergesehenes ...



[Der Titel im Katalog](#)